

# Die Völker verbieten

## Gesetze rund um den Kuss — Die Mode siegt über Diktatoren — Behördliche Nebeneinnahmen

Es gibt in jedem Lande Gesetze, die gerade das verbieten, was das Volk so gerne tun möchte. Es geht den Völkern wie den Kindern, denen gerade immer das, was ihnen am meisten Spass macht, untersagt wird. Und so wie hier die Erwachsenen, die Verwandten oder Lehrer überall Unarten wittern, immer wieder etwas anderes verbotswürdig finden, so erzieht der Gesetzgeber an den Erwachsenen herum und verbietet. Und seltsam, jedes Land findet andere Unarten verbotswürdig, nur in der Art ihrer Erziehungsgrundsätze reichen sich Republiken, Monarchien und Diktaturen die Hand, sie gehen den kleinen Bosheiten ihrer Mitbürger oder Untertanen mit Paragraphen zuleibe.

In den verschiedenen Breitengraden ändern sich die Ansichten über Erlaubtes und Unerlaubtes erheblich. Die moralischen Grundsätze, auf denen die Gesetze aufgebaut sind, sind diesseits und jenseits der Grenzen grundverschieden. Da ist zum Beispiel ein Delikt, das wohl bei allen Völkern gleich häufig und unter gleichen Begleiterscheinungen begangen wird: Das Küssen! Was herhalten die Regierungen und Zensoren für verschiedene Ansichten über den Kuss. Er, der im Berliner Tiergarten stillschweigend gestattet ist, wird im Londoner Hydepark strengstens verfolgt, so streng verfolgt, dass sich jetzt sogar das Unterhaus in erblichen Debatten mit einem im Hydepark zustande gekommenen Kuss beschäftigen muss. Das Liebespärchen, das sich dort unter nächtlichen Bäumen einen Schmatz auf die Wangen drückt, wird vom Londoner Bobby zur Wache gebracht und hochnotpeinlich, wenn es sein muss im dritten Grade, vernommen.

Aber wo gehen nur die kussungrigen Pärchen hin? In Ungarn gingen sie früher in das so angenehm dunkle Kino. Doch auch hier schritt eine hohe Obrigkeit ein. Um dem Tiefstand der ungarischen Moral abzuhelfen verfiel es, dass die Kinos auch während der Vorstellungen matt beleuchtet zu sein haben. Zu den erhöhten Unkosten für den Mehrbedarf an Licht kommt nun für die armen ungarischen Kinobesitzer noch ein erheblicher Ausfall an Eintrittsgeldern, denn was soll man in einem Kino, das doch nicht dunkel ist! Und gerade das Kino mit seinem happy-end ist so anregend. Wenn die Küsse auf der Leinwand prasselnd, fordern sie direkt zur Nachahmung im Parkett heraus. Aber auch mit der Sittlichkeit des Filmkusses ist es so eine Sache, denn von einer bestimmten Meterzahl an wird er plötzlich unsittlich; seine Länge hat je nach den Moralbegriffen des Zensors in den einzelnen Ländern verschieden zu sein. Allein in den achtundvierzig amerikanischen Bundesstaaten wachen achtundvierzig amerikanische Zensoren über die Einhaltung der amtlich vorgeschriebenen Küsslängen. Der in einem New-Yorker Theater abblende fünfte Meter Kuss, den noch niemand als anstößig empfindet, würde in Dayton, der Stadt des Affenprozesses, bereits zu Entrüstungskundgebungen Anlass geben. Hier schreitet die Behörde bereits nach dem ersten Mundspitzen ein und schneidet.

Ganz gefährlich wird der Kuss auf der Leinwand, wenn der Film nach Japan exportiert werden soll, wo der öffentlich gezeigte Kuss überhaupt als unanständig gilt. So müssen viele hundert Meter Liebesfilm, und gerade die Szenen, die wir als die schönsten empfinden, herausgeschnitten und durch extra für

Japan gedrehte Händedrücke ersetzt werden. Wenn Held und Heldin sich nach aufreißender Jagd endlich — nicht wie in der übrigen Welt in den Armen liegen, — sondern nur die Hände zum Schütteln ausstrecken, so ist das für die Japaner, dieses anspruchslose Volk, schon ein hohes Glück.

Die einen wollen den Kuss aus dem Leben der Völker verbannen und die anderen die kurzen Röcke. Es ist noch gar nicht lange her, da hat ein griechischer Diktator seine Polizisten mit Zentimetermassen ausgerüstet, und diese Polizisten mussten Krieg führen gegen alle Damenröcke, die nicht bis zehn Zentimeter unter das Knie reichten. Es war ein schwerer Kampf, aber die Damen zahlten Strafmandate und schließlich siegte die weibliche Mode sogar über Diktatoren. Denn auch Mussolini erlebte hier ein Fiasko, als seine leuchtend grünweißen Plakate mit dem Rotenbündel und flammenden Worten



Der Schutzmann hat sie alle an der Strippe

machten die Italienerin nicht tugendsamer. „Fort mit dem fremden Tand“, hatte der Duce gerufen, „hüllt euch in schlechte schwarze Gewänder, denn Schwarz ist die Farbe des Faschisten.“ Doch die Frau liess sich nicht uniformieren, Mussolini teilte das Schicksal seines griechischen Kollegen, und nur den einzigen spärlichen Erfolg erzielte der Diktator bei den weiblichen Badeanzügen: Gestrenge Faschisten wachen darüber, dass diese Kleidungsstücke um einige Zentimeter länger sind als im übrigen Europa.

Was die Völker gern tun... Was war früher der Italiener ohne seinen „Carambo!“ und jetzt hat ihm Mussolini das Fluchen verboten. „Der gute Italiener flucht nicht“, steht an allen Wänden neben dem Bildnis des Duce. Wer flucht ist ein schlechter Italiener, und solch ein schlechter Untertan, der beim Fluchen erwischt wird, muss wunschig Strafe zahlen. Noch ganz andere Dinge sind den Italienern verboten, sie dürfen

vieles andere nicht, was den Nachbarn rundum erlaubt ist, sie dürfen nicht opponieren, sie dürfen nicht denken, aber, wir wollen nicht politisch werden...

Auch die freien Republiken glauben, nur durch Paragraphen ihre Bürger erziehen zu können. Sauber sollen die Menschen werden; wer anders könnte zum Hüter der Sauberkeit berufen sein als der Schutzmann. Wehe, wenn der Fahrgast in Wien oder München aus der Strassenbahn steigt und seinen Fahrschein auf den Damm wirft, sofort ist der Hüter des eben überschrittenen Gesetzes zur Stelle und kassiert mit strenger Miene die entsprechenden Beträge für dieses Auflehen gegen die Polizeiverordnung. Die Polizei ist korrekt, sie gibt sofort auf offener Strasse eine vorgedruckte Quittung (vielleicht in der Hoffnung, dass man diese wieder wegwirft, und sich so eines neuen Deliktes schuldig macht). Es ist eine nette Nebeneinnahme, diese Fälle für Papierfortwerfer, nämlich den Autofallen, aus deren Einrollen manche kleineren Städte ihr Defizit decken. Für eine Autofalle genügen zwei möglichst versteckt stehende Geschwindigkeitsschilder und zwei stoppbrethafte Gendarmen; das Tempo der ahnungslosen Autler wird gemessen und mit stets festgestellten unerlaubten Geschwindigkeit der städtische Etat ins Gleichgewicht gebracht.

Immer noch ist das klassische Land der Verbote unser Vaterland. Für jedes noch so ausgefallene Vergehen sind Paragraphen vorgesehen, und sollte einmal für eine Untat kein passendes Verbot ausfindig gemacht werden können, so hält sich die Behörde an den Kautschukparagraphen des „groben Unfugs“ wo steht geschrieben, dass man nicht von aussen auf den Berliner Dom klettern darf? Ein Jüngling tat es — und wurde doch bestraft. In Amerika würde so etwas eine Sensation sein, die Filmoperateure würden herbeieilen, und kein Paragraph würde geükt. In Berlin aber rückt die Feuerwehr an, um den Kletterer herunterzuholen, und der Schluss sind viele Protokolle und eine Ordnungsstrafe.

In Amerika darf man auf Kirchen klettern, aber dafür ist das Alkoholtrinken verboten, und die Leute, die nicht von ihrem Feuerwasser lassen können, wandern bei wiederholter Ueberleitung ins Gefängnis. Wie anders ist es da in Bayern. Trinken gehört zum guten Ton, und bestraft werden unachtsichtlich die Bierzapfer, die es wagen, die Gläser zu schneiden. Der grosse Verein „gegen das betrügerische Einschenken“ sorgt für Sitte und Ordnung.

Und so wachen die Gesetzgeber, dass ihre Schutzbefehle nicht unartig werden, und sollten sie es doch gewesen sein, so ändern sie diese Unarten mit der ganzen Strenge des Gesetzes. Aber man braucht nur über die Grenze zu gehen, um seinen Gelüsten zu fröhnen; denn dem Nachbarvolk sind wieder ganz andere Dinge erlaubt und verboten. Russland verbietet Besitzanhäufung, die in Amerika höchstes Ziel ist, den Hindus sind die Kühe heilig und dem Deutschen der Rasen, der unter Androhung von drei Mark Strafe nicht betreten werden darf. Deutschland ist überhaupt sehr streng, und nur eines wird hier milde beurteilt, ein Delikt, das in allen anderen Ländern der Welt schwer bestraft wird — das Beschimpfen der Reichsfarben. Grekow

## Warum Lord Wesely seine fünfzig Wohnungen aufgab

In der jetzigen Zeit der Wohnungsnot erregt in London Lord Wesely allgemeines Aufsehen, der nicht weniger als 50 Wohnungen sein eigen nennt. Seine Herrlichkeit war entschlossen, den Rekord seines Standesgenossen, des verstorbenen Lord Beresford, auf dem Gebiete der Absonderlichkeit zu brechen. Der Verbliebene besass nur 40 Wohnungen und gab als Grund dafür an, dass es ihm eine Genugtuung wäre, in jedem Londoner Stadtviertel zu Hause sein zu können. Da er ein menschenscheues Wesen besass, so glaubte er durch diese etwas kostspielige Passion sich vor aufdringlichen Besuchern schützen zu können, die naturgemäss nicht wissen konnten, in welcher seiner vielen Heimstätten sich Seine Lordschaft zurzeit befände. Sein Freund Lord Wesely übernahm nach seinem Tode alle seine Wohnungen, die mit verschwenderischem Luxus ausgestattet waren. Jedoch schien die bescheidene Anzahl von 40 Wohnstätten ihm auf die Dauer nicht zu genügen. Er überholte tatsächlich den Rekord seines verstorbenen Freundes. Sein Privatskretär wurde beauftragt, jede freigewordene Luxuswohnung zu mieten, die infolge ihres hohen Preises nicht für alle Welt erschwinglich war. Dieser Sekretär war der einzige Mensch in London, der die genaue Adresse Lord Weselys kannte, da ihm auch das Amt eines Schlüsselwartes oblag und ihm alle Schlüssel der 50 Wohnungen anvertraut wurden. Er kannte ausschliesslich die Lage der verschiedenen Quartiere des Lords, da Seine Herrlichkeit nur wusste, dass er in jedem besseren Londoner Stadtviertel ein Heim besässe. Er entschied sich am Morgen eines jeden Tages darüber, in welchem Viertel er die nächste Nacht zubringen würde. Der allwissende Sekretär übergab ihm dann einen Zettel mit der genauen Adresse und händigte ihm die notwendigen Schlüssel ein. Es gelang ihm im Anfang, sesslos, sich Freunde und Bekannte vom Leibe zu halten. Der Sonderling war verheiratet, schätzte jedoch die Vorfälle des Familienlebens nicht sonderlich hoch. Als man vor einiger Zeit ihm ein fröhliches Familienereignis melden wollte, war dies infolge seines Nomadenlebens tatsächlich unmöglich. Man nahm schliesslich das Radio zu Hilfe, und alle Hörer der englischen Hauptstadt vernahmen, dass Lord Wesely aufgefordert wurde, sich zur Entgegennahme einer frohen Familienbotschaft mit den Seinen in Verbindung zu setzen. Durch Zufall hörte der allwissende Sekretär diese Botschaft an „alle“ und machte seinem Herrn davon pflichtgemäss Mitteilung. Das Mitglied des Oberhauses verwünschte den modernen Radio-

betrieb und erklärte seufzend, dass alle seine Methoden nunmehr durchkreuzt worden seien, da er tatsächlich nicht mehr in der Lage wäre, von der Welt unbehellig leben zu können. Lord Wesely entschloss sich, die 50 Stadtwohnungen aufzugeben infolge mangelnden Schutzes vor Verbindung mit der Aussenwelt. Nebenbei leuchtete es Seiner Herrlichkeit ein, dass ein genügend gesichertes Heim wesentlich weniger kostspielig wäre als der bisherige Aufwand. An allen Wohnstätten des aristokratischen Sonderlings hängt zurzeit eine Tafel mit dem Vermerk „Zu vermieten“.



Bananenversand auf einer südamerikanischen Farm

## Der moderne Savonarola

Norris und Ripp

Vor einigen Tagen endete Amerikas grösster Sensationsprozess der letzten Zeit mit einem Freispruch. Auf das ausführlichste wurde in den amerikanischen Zeitungen über den Prozess gegen den Prediger Frank Norris berichtet, Juristen, Nervenärzte und Psychologen veröffentlichten Kommentare zu diesem „Fall“, der die ganze Öffentlichkeit Amerikas beschäftigte.

Norris wird der „moderne Savonarola“, weil er wie der berühmte italienische Mönch von der Kanzel (der grössten Kirche von Torthworth in Texas) auf das Schärfste gegen „Unmoral“ und „Verderbnis“ predigte, weil er seine Drohungen gegen einzelne „angläubige“ Bewohner von der Kanzel schmetterte; er nannte Namen, kritisierte die Handlungen der Einwohner, erteilte Tadel. Seine Predigten waren gefeiert, jede einzelne war für Torthworth eine Sensation. Vor jeder Predigt fragten sich die zahlreich erschienenen Gläubigen: „Wen nimmt er sich heute vor?“

Schon einige Male hatte sich Norris den Kaufmann Jonathan Ripp „vorgenommen“. Ripp Ruf war anerkannt schlecht, Ripp war der reichste Kaufmann von Torthworth, trank gern; für seine Trunksucht verkündete Norris, werde Ripp in einer anderen Welt schwer bestraft werden.

In der Trunkenheit hatte Ripp einen Man verprügelt — nach einigen Monaten musste er sich wegen Körperverletzung vor Gericht verantworten. Zu dieser Zeit spielte sich das Drama von Torthworth ab:

Die Gemeinde wartete gespannt auf Norris Predigt. Auch Ripp war in der Kirche, er sass in der ersten Bank. Nach einigen „einleitenden Worten“ sprach Norris sofort vom „Sünder Jonathan Ripp“, schilderte als abschreckendes Beispiel der Gemeinde „die Handlungsweisen dieses Trinkers“.

Bis zu diesem Augenblick hatte Ripp ruhig zugehört, jetzt aber zog er einen Revolver — und in der nächsten Sekunde: die Detonation eines Schusses. Panik in der Kirche. Der Prediger hatte von der Kanzel auf Ripp geschossen; der Schuss war tödlich, hatte Ripp ins Herz getroffen.

Das amerikanische Gericht erklärte, dass der Prediger in Notwehr gehandelt habe, da Ripp als erster den Revolver gezogen, gegen Norris gerichtete hatte...

Ob in Texas alle Prediger mit einem Revolver unter der Soutane in ihren Kirchen predigen?